

Werk

Titel: Besteigung des Cotopaxi

Autor: Reiss, W.

Ort: Berlin

Jahr: 1873

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1873_0008 | LOG_0050

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Barometer anzubringenden Correctionen, welche sich aus der Vergleichung mit dem in Suakin im September vorherrschenden mittleren Barometerstande ergeben haben, haben im Laufe von drei Jahren bei Barometer Nr. 1 eine Aenderung von 1.90 und bei Nr. 2 eine Aenderung von 3.14 Linien, also im Mittel von $2\frac{1}{2}$ Linien erfahren. Wenn man nun nicht annehmen will, dass der Stand beider Barometer sich in demselben Sinne verändert habe, so ist die Ursache dieses Unterschiedes darin zu suchen, dass die wirklichen Barometerstände im September 1868 und September 1871 um $2\frac{1}{2}$ Linien differirt haben. Die eine oder die andere Annahme erklärt die Differenzen zwischen den Höhen, welche für denselben Ort die Beobachtungen im Jahre 1868 und drei Jahre später ergeben.

Im Grossen und Ganzen sind die hier gegebenen Höhen jedenfalls geeignet ein Bild der Höhenverhältnisse in den von Dr. Schweinfurth besuchten Gegenden zu liefern, und es wird interessant sein, inwieweit diese Resultate mit den Ergebnissen der geometrischen Nivellements übereinstimmen werden, welche die zu erweiternde Anlage von Eisenbahnen nach Berber und Chartum nothwendig machen.

XVI.

Besteigung des Cotopaxi.

Von Dr. W. Reiss (zur Zeit in Süd-Amerika).

Am 5. November begab ich mich von Quito aus auf geradem Wege nach der Hacienda von Chaupi, woselbst mir Herr Felipe Barriga seine Gastfreundschaft anbot und mir ortskundige Führer, sowie Alles, was zur Erforschung des Iliniza und Corazon erforderlich war, beschaffen half.

Der Iliniza besteht aus zwei deutlichen Spitzen. Die nördlich scheint in sofern die ältere zu sein, als die Ausbrüche des südlichen Gipfels zum grossen Theile ihren Südabhang zudecken. Auf solche Weise entsteht zwischen den beiden Spitzen eine Einsattelung, welche gegenwärtig der vom Südgipfel herabziehende Gletscher (helera) erfüllt. Diese Einsattelung, welche ziemlich breit ist, veranlasst, in Folge der von Ost nach West gerichteten Abdachung, den Gletscher gegen das obere Ende des Hondon de Cutueuchu herabzufließen.

Beinah alle hohen Spitzen der westlichen Cordilleren sind sehr steil und haben tiefe Thäler in ihren westlichen Gehängen; doch

macht der Iliniza eine Ausnahme von dieser Regel, so dass es leicht ist, diese Gehänge zu Pferde zu überschreiten, indessen tiefe und beinahe unzugängliche Quebradas (Schluchten), welche auf den Hochebenen von Callo und Machache ausmünden, an der Ostseite herabziehen. Sicherlich ist der Iliniza einer der schönsten Gipfel des nördlichen Ecuador; seine vereinzelte Stellung, seine bedeutende Höhe und die Vereinigung der beiden schneesbedeckten Spitzen lassen ihn neben allen übrigen Gipfeln dieser Cordillere hervortreten. Ein schmaler Grat (cuchilla), der zum Theil aus älterem Gesteine (Crutseoma de Atatinque) und zum Theil aus vulkanischen Felsarten besteht, verbindet ihn mit dem Corazon, während nach Süden hin zwischen dem Iliniza und der alten Cordillere von Guangaje und Isinlivi die Ebene von Curiquingue, auf deren Abdachung das Dorf Toacaso liegt, sich erstreckt. Die ältere Formation, auf welcher die vulkanischen Massen des Iliniza aufruhren, bildet nach Westen hin die bewaldeten, die Flüsse Hatuncama und Toache umschliessenden Bergrücken, unter denen der Cerro Azul, der durch seinen grossen Reichthum an Chinarinde (quina) berühmt ist, besondere Erwähnung verdient. — Der Nordgipfel des Iliniza besteht aus mächtigen Lavaströmen von sehr eigenthümlicher Zusammensetzung; dieselben erscheinen nicht als feste und krystallinische Felsarten, sondern als Breccien, das heisst es sind Agglomerationslaven oder Eutaxite, während diejenigen des Südgipfels compact und deutlich krystallinisch sind. Als eine beachtenswerthe Thatsache kann ich anführen, dass mitten unter diesen wesentlich trachytischen Gesteinen auch Abarten vorkommen, die voll von Olivin sind. Kurz, der Iliniza stellt sich als ein alter Vulkan dar, dessen ursprüngliche Gestaltung schon merklich unter dem Einflusse der wässrigen Niederschläge gelitten hat, obschon einige der jüngsten Laven noch einen derartigen Strömen eigenthümlichen und charakteristischen Anblick gewähren. Das einzige Anzeichen von innerer Wärme dieses Gipfels verrathen vielleicht die Thermalquellen von Caricunucboquio und Garmicunucboquio, welche an seinem Osthange an dem Ursprunge des Rio Blanco zu Tage treten.

Schon im Jahre 1870 hatte ich mit Dr. Stübel den Corazon besucht und die tiefe, in diesem Gipfel eingeschlossene Caldera bewundert; allein von dem damaligen Standpunkte aus war es uns nicht möglich gewesen, in die Vertiefung hinabzugelangen. Um diese Caldera zu erforschen, bestieg ich daher die südwestliche Seite des Corazon, von wo aus ich ohne besondere Mühe ihren Grund erreichte. Die Caldera, welche die tiefste von allen mir in Ecuador bekannten ist, wird von Felsenwänden umgeben, die wenigstens so steil wie die des Pichincha-Kraters sind.

Die Spitze des Corazon erhebt sich bis zu . . .	4816	Meter,
die Wände in der Caldera reichen bis . . .	3612	„
<hr/>		
woraus sich für die Caldera eine Tiefe ergibt von	1204	Meter,
während der Krater des Pichincha nur . . .	773	„
tief ist. Es hat nämlich der Gipfel des Pichincha		
eine Höhe von . . .	4787	„
der Grund des Kraters . . .	4014	„
<hr/>		
	dessen Tiefe	773 Meter.

Tiefer als der Krater des Pichincha, aber nicht so tief als die Caldera des Corazon ist die Caldera oder der Krater des Rumiñahui, den man von dem Heerweg (Camino real) zwischen Machache und Tiupullo erblickt.

Spitze des Rumiñahui . . .	4757	Meter,
Grund der Caldera oder des Kraters . . .	3950	„
<hr/>		
	Tiefe	807 Meter.

Alle übrigen Krater oder Calderas, mit Ausnahme derjenigen des Antisana, haben im Vergleich mit der des Corazon nur unbeträchtliche Tiefen.

Ich habe hier die Höhe des Corazon angenommen, die aus meinen trigonometrischen Beobachtungen hervorging, da zwei Messungen, die eine aus dem Jahre 1870, die andere vom November 1872, mir beide den Gipfel des Berges zu etwas mehr als 4800 Meter, also einige 30 Meter höher als die Barometerbeobachtungen angaben.

Während ich auf dem Carozon weilte, war der Himmel so wolkenfrei, dass ich mehrmals die Erhebungen, die sich nach Westen erstrecken, beinah bis zu den am Meer gelegenen Ebenen und besonders das Thal des Rio Carigacu bis jenseits der Stelle, wo er sich mit dem Rio Toache vereinigt, überblicken konnte, und muss ich gestehen, dass man nur selten eine Bodengestaltung antreffen dürfte, die sich so wie dieses schöne Thal zur Anlage einer Strasse eignet.

Mitten unter den umgebenden, mächtigen Spitzen verschwinden beinah die, gemeinhin „Cerritos de Chaupi“ genannten Erhebungen, obgleich sie ein vulkanisches Gebirge darstellen, das in jedem anderen Theile der Welt als ein hohes und grosses betrachtet werden würde.

Beinah von allen Seiten unterscheidet man drei Gipfel, die eine kleine Cordillere zu bilden scheinen, allein in Wirklichkeit sind das nur die höchsten Punkte der Wand einer „Hondon de San Diego“ genannten und ziemlich grossen Caldera, die auf der Nordseite ausmündet, indem der Fluss von Curiquingue sich mit den Wassern vereinigt, die unter der Brücke von Jambelli durchfliessen. Die Ausbrüche, welche diesen Berg bildeten, verursachten gleichsam

eine Vereinigung des Ruminahui und Iliniza, indem sie auf solche Weise den Zusammenhang des tiefen Thales unterbrechen, das sich zwischen den beiden älteren Cordilleren hinzog und gegenwärtig, von vulkanischen Auswurfmassen erfüllt, die Hochebenen von Machache und Latacunga darstellt.

Als ich während meiner früheren Reisen den Cotopaxi, in der Hoffnung einen Punkt aufzufinden, von dem aus eine Besteigung mit Erfolg unternommen werden könnte, von allen Seiten genau betrachtete, hatte ich den steilsten Theil des Gipfels gewählt, woselbst einige schwarze Streifen vom Krater bis zur untern Schneegrenze herabreichen. Als ich auf der Hacienda von Chaupi damit beschäftigt war, einige trigonometrische Messungen auszuführen, bot sich mir während mehrerer Tage Gelegenheit, den Gipfel zu beobachten. Im Anfange des November waren die Abhänge so mit Schnee bedeckt, dass auch nicht ein schwarzer Flecken sich entdecken liess, und war dieser Zustand beinah völlig dazu angethan, die von Humboldt gemachte Aeusserung, nach welcher der Berg wie gedrechselt erscheint, zu rechtfertigen. Während der trockenen und heissen Witterung des November schmolz allmählich der Schnee, der während der Stürme des verflossenen Monates gefallen war, und bald zeigten sich an verschiedenen Stellen des westlichen Abhanges schwarze Felsen. Der Rand des Kraters entblösste sich von Schnee, und im Südwesten des Gipfels erschien ein schwarzer Streifen, der sich jeden Tag weiter abwärts erstreckte. Ebenso liess sich wahrnehmen, wie an diesem Abschnitt des Gipfels an der unteren Schneegrenze schwarze Felsen entblösst wurden, die augenscheinlich gegen den Krater hinauf an Ausdehnung gewannen. Von Tag zu Tag näherten sich die äussersten, entgegengesetzten Punkte der beiden schwarzen Streifen mehr und mehr, bis endlich der aufwärts vordringende mit dem herabsteigenden zu einem schwarzen aber engen, von der unteren Schneegrenze bis zum südwestlichen Kraterrande reichenden Wege vereinigt ward. Am 24. November vollzog sich die Vereinigung der beiden Streifen, und am 25. begab ich mich nach Santa Ana de Tiupullo, um sofort Anstalten zu einer Reise auf den Cotopaxi zu treffen.

Während am 26. die Peone mit ihren Vorbereitungen beschäftigt waren, stellte ich noch einige Beobachtungen an und besuchte den „Cerrito de Callo,“ sowie die Ruinen des Palastes der Incas. Es scheint, dass der kleine Berg von Callo den Gipfelpunkt eines Ausbruchs darstellt, ähnlich dem des Panecillo bei Quito; allein gegenwärtig ist er beinahe vergraben und überdeckt von den Auswurfmassen und Ueberschwemmungen des Cotopaxi. Sehr beachtenswerth sind die Ruinen der Inca-Bauten; aber es ist peinlich warzunehmen, in welcher Weise diese letzten Ueberreste einer dahingegange-

nen Civilisation zerstört werden. Die Eigenthümer und Pächter der Hacienda von San Agustin de Callo verfügen über diese Ruinen wie über eine Sache, die nicht nur keinen Werth hat, sondern geradezu im Wege ist. Die Mauern der alten Tempel, welche während 300 Jahren den Einflüssen der Witterung und der Vulkanausbrüche widerstanden, dienen gegenwärtig als Gehege für Schweine oder müssen fallen, um ihre sorgfältig behauenen Steine, sowie Raum für neue Gebäulichkeiten herzugeben, die in Wahrheit nichts mehr als Haufen Lehm sind und an jeder anderen Stelle der Hacienda hätten stehen können. Diese Ruinen sind thatsächlich nicht das Eigenthum der Besitzer der Hacienda, sie gehören nicht allein dem ganzen Lande, von dessen alter Geschichte sie die ruhmreichsten Zeiten vergegenwärtigen, sie gehören auch der ganzen civilisirten Welt. Von der äusersten Wichtigkeit wäre es, das Wenige, was noch übrig ist, in Sicherheit zu bringen. Gegenwärtig ist nur noch ein Stück unberührt; aber auch dieses letzte Andenken von der Kunst der Incas steht gerade im Begriffe dadurch zerstört zu werden, dass man auf den alten Mauern ein neues Häuschen errichtet. Sicher ist, dass die Mauerwände noch unberührt sind, aber bald wird man dieselben besudeln und mit Koth bewerfen unter dem Vorwande, das Haus zu übertünchen; dann wird man, um Thor und Fenster zu machen, die Mauern durchbrechen, um die Oeffnung nachher wieder mit Lehm zu verstopfen. Es giebt für diese merkwürdigen Ruinen keine Rettung mehr, wenn nicht die Regierung dieselben unter ihren Schutz nimmt. Es regt sich natürlich der Unwille, wenn man diese Ruinen, die wegen der grossen Bedeutung für die Geschichte der Civilisation eines primitiven Volkes geheiligt sein sollten, auf so barbarische Weise zerstören sieht. Möchte dem Lande das Missgeschick erspart bleiben, dasjenige, was die fanatischen und rohen spanischen Eroberer verschonten, im XIX. Jahrhundert zerstört zu sehen. Und keineswegs scheint es mir schwer zu sein, das noch vorhandene Stück zu retten. Da dasselbe nicht gross ist, und da die Hacienda Raum genug zum Aufbau neuer Häuser bietet, sollte man den Eigenthümer veranlassen, diesen kleinen Theil seines Landes für eine mässige Summe unter der Bedingung zu verkaufen, dass die Mauern als Eigenthum der Nation stets unberührt bleiben müssen.

Frühmorgens am 27. waren alle Berge von der Spitze bis zum Fusse in Wolken gehüllt, und unglücklicherweise befand sich unter den mir vom Regierungsbeamten von Mulalo gesandten Peonen auch nicht einer, der des Cotopaxi kundig war. Ich hatte indessen die Gestaltung des Berges genau beobachtet und hielt demgemäss in gerader Linie die Richtung von Santa Ana auf die südwestliche Spitze ein, was, insofern als hier herum kein angebautes Land liegt,

gut anging und um so leichter ward, sobald die Spitze des Gipfels durch die Wolken sich zeigte.

Wir überschritten den Rio Cutuche, der von Limpiopungo kommt und um den westlichen Fuss des Cotopaxi herumgeht, wo er in der Nähe der zur Hacienda von San Joaquin gehörenden Hütten in einem breiten Kanal zwischen niederen Abhängen vulkanischen Tuffsteines fließt. Die ebenen Flächen, die man an diesem Theile des Fusses des Berges trifft, endigen am Ufer des Flusses in steilen aber niederen Wänden, und da alle aus weichen Tuffen bestehen, so ist es überall leicht emporzusteigen. Um einen Führer aufzusuchen, waren wir zu dem „Ventanillas“ benannten Punkte gestiegen, hatten jedoch die Sennhütten leer und ohne Bewohner gefunden. — Von Ventanillas bis zum Fuss der steilen Abdachung des Kegels erhebt sich der Boden kaum merklich, und dabei sind diese ebenen Flächen, welche von Santa Ana aus nur geringe Ausdehnung zu haben scheinen, doch in Wirklichkeit ziemlich ausgedehnt. Drei bis vier Fuss hohes aber nichts weniger als dicht gedrängtes Gestrüpp bildet die Pflanzendecke dieser trockenen, ausgedörrten Pampas, auf welchen bei dem herrschenden Wassermangel Viehherden nicht ausdauern können; denn alle Feuchtigkeit dringt in dem durchlassenden Tuffstein sofort nach abwärts, um an den Uferwänden in spärlichen Quellen hervorzubrechen und auf solche Weise die Bodenfläche völlig trocken zurückzulassen. Nur während der heftigen Regengüsse rieseln überall kleine Bäche herab und verderben mit dem fortgerissenen Erdreich das wenige getrocknete Gras, das etwa im Schatten des Gestrüppes entstanden war.

Gegen Limpiopungo hin kreuzt man den Weg, der von Mulaló zum Pedregal führt, in der Nähe von Ventanillas. Um 9 Uhr 15 Minuten, zwei Stunden nach unserem Aufbruch von Santa Ana, erreichten wir den Punkt, wo das Aufsteigen auf den Cotopaxi-Kegel seinen Anfang nimmt. Der Weg war nicht leicht zu verfehlen, da die Stelle, an welcher ich die Zelte an der Schneegrenze aufschlagen wollte, am oberen Ende eines Abhanges lag, der beiderseits von den tiefen Schluchten des Manzanahuaico und Pucahuaico begrenzt ward. Beide Schluchten nehmen beinahe an der gleichen Stelle des Gehänges etwas oberhalb der Schneegrenze ihren Anfang: Manzanahuaico, die nördliche Schlucht, zieht sich nach Westen und vereinigt sich in der Gegend von San Joaquin mit dem Rio Cutuche, indessen Pucahuaico, die südliche Schlucht, sich nach Südwesten erstreckt und mit dem Sisihuaico (oder Sigsihuaico) den Rio Saquimalac bildet, der in der Nähe des Ortes Mulaló vorbeifliesst und sich viel tiefer abwärts mit dem oben genannten Rio Cutuche vereinigt. Offenbar stellt der zwischen den beiden Schluchten gelegene Abhang ein Dreieck dar, dessen Grundlinie der Rio

Cutuche bildet, und dessen in die Schneegrenze fallende Spitze gerade die zu unserem Lagerplatz gewählte Stelle war; oder in anderen Worten, es verschmälert sich der Abhang, welcher unten eine ansehnliche Breite hat, nach aufwärts mehr und mehr, bis er von der Schneegrenze, wo beide Schluchten nur noch ein schmaler Grat trennt, sein Ende erreicht. Waren wir also einmal über den Rio Cutuche hinweg zwischen die beiden erwähnten Schluchten gelangt, so galt es fortan, den Weg aufwärts zu verfolgen, ohne dabei weder nach rechts noch links eine der tiefen Schluchten zu kreuzen. Das Wetter klärte sich etwas auf und gestattete uns, die Oertlichkeit, zu welcher wir gelangt waren, näher in Augenschein zu nehmen. Auf der linken Seite gewahrten wir einen hohen und steilen über das übrige Gehänge hinausragenden Rücken, der sich wie ein Vorgebirge durch den ebenen Strich bis zum Rio Cutuche erstreckte: das ist der „Cerrode Ami,“ der auch aus der Ferne sichtbar bleibt und auf unserem Wege einen hervorragenden Augenpunkt abgeben musste. Ziemlich tiefe, durch schmale Grate geschiedene Schluchten ziehen hier an dem steilen Theilen herab, führen aber kein Wasser; sie beginnen in der Gegend des Arenal (Sandfläche) und verlieren sich vollständig in den Ebenen des Cutuche. Kleine Bäumchen, die einen wahren Wald bilden, bedecken die Abhänge zwischen diesen Schluchten, so dass es einige Mühe verursachte, einen Weg für die Lastthiere frei zu machen; indessen gelangten wir bald an eine andere Pampa und wurden nun gewahr, dass wir ein anderes kleines Tafelland (meseta, kleines Plateau), das zwar höher, aber viel weniger breit als das erste war, erstiegen hatten. Vor uns lag ein neuer, sehr steiler Abhang. Ungemeine zahlreiche, kleine Runsen, hervorgebracht durch das während der Ungewitter fallende Regenwasser, welches in wahren Bächen über diese kahlen Gehänge herabstürzt, durchfurchen denselben gleichsam in dichten Linien. Denn bis hier herauf reicht das Gesträuch nicht, und auch das getrocknete Gras ist nur spärlich, und beinah völlig zerstört durch die Asche und den Schlamm des Vulkans. Obschon an dem Abhang, der auf das erwähnte kleine Hochland (die meseta) folgt, die gelbe Tuffe noch auftritt, glaube ich doch an diese Stelle den Anfang des Arenal setzen zu müssen. Kurz, aber mühsam zu ersteigen, ist dieser Abhang, über den wir unmittelbar zum Arenal gelangten, das heisst auf denjenigen Theil des Berges, wo das Pflanzenleben verschwindet und schwarze Asche sammt schwarzem Sande die Oberfläche bedecken. Beinahe der ganze, zwischen 3900 und 4600 Meter gelegene Westabhang des Cotopaxi bietet mittelst solcher Arenale den Anblick einer schwarzen, trüben und melancholischen Wüstenei. Diese Arenale verfehlen nicht eine entmuthigende Wirkung auf den Wanderer auszuüben. Er vermag nicht mehr die Entfernungen und das Mass sichtbarer Gegenstände sicher zu beurtheilen, bei jedem Schritt sinkt

sein Fuss tief in den Sand ein und nur unter grosser Anstrengung kommt er vorwärts; der Wassermangel in einer Umgebung, die dazu bestimmt scheint den Durst zu erregen, der oft beinah metallische Widerschein der vulkanischen Asche, die einförmige Gestaltung des Gehänges, dessen Unregelmässigkeiten der vulkanische Sand ausglich, der beim weiteren Steigen fort und fort an Tiefe zunimmt, die durch Nichts unterbrochene Stille dieser Oertlichkeiten, in welcher der Mensch als ein unbefugter Eindringling erscheint: Alles das wirkt vereint auf die Einbildungskraft, und wendet die Gedanken jenen geheimnissvollen, unterirdischen Kräften zu, die, des menschlichen Forschungsstrebens spottend, plötzlich Tod und Verderben um sich schleudern und die noch jüngst von Pflanzen und Thieren belebten Striche in unbewohnte Wüsteneien umwandeln.

Bei guter Witterung kommt man ohne Schwierigkeiten über diese Arenale hinweg; die weite Aussicht, welche sich aus diesen Höhen bietet und die Nähe des schneebedeckten Kegelberges ziehen den Beobachter mächtig an. Aber bei schlechtem Wetter, in Wolken eingehüllt, bei Wind und Schneegestöber erscheinen sie beinah unzugänglich. Nicht zu verwundern war es daher, wenn unter solchen Umständen meine Peone bald den Muth verloren; vor Allen zeigten besonders die, welche zum ersten Male einen so hohen Berg bestiegen, mehr Lust umzukehren, als vorwärts zu gehen, während selbst die Veteranen, die mich bereits seit drei Jahren begleiten, nur widerwillig vordrangen. Ohne zu wissen, ob das Ziel des Weges nahe oder fern sei, gingen wir inmitten einer dichten Wolke weiter und konnten weder den vor, noch den hinter uns liegenden Weg unterscheiden. Als tiefe Schluchten oder hohe Berggipfel erschienen die unbedeutenden Bodenwellen, und mehrfach die Richtung verlierend stiegen wir auf unnützen Umwegen, ohne die zurückgelegte Strecke beurtheilen zu können, weiter hinauf. Noch vermehrte ein feiner, von heftigem und kaltem Winde dahergetriebener Hagel die Unannehmlichkeit der Lage, als wir plötzlich, bei etwas weichendem Nebel, zu unserer Linken eine tiefe Schlucht gewahrten, deren Grund ein frischer, an vielen Stellen rauchender Lavastrom erfüllte. Bereits mussten wir also dem Ziele unserer heutigen Wanderung nahe sein, da diese Lava nichts Anderes als der untere Theil jener grossen Masse war, welche den früher erwähnten schwarzen Streifen bildet. Bald darauf gewahrten wir auch den Schnee, und mit erneuter Kraftanstrengung ging es vorwärts. Allein kaum konnten die Maulthiere weiter; bei jedem Schritt sanken sie, während ihnen die verdünnte Luft stark zusetzte, beinah bis zu den Knien ein. Ich musste deshalb mich entschliessen, die Last auf den Schultern der Männer 464 Quadras weiter schaffen zu lassen. Um 2 Uhr Nachmittags kam ich bei der Spitze des Abhanges an,

die beinah in einen Punkt ausläuft, weil die Felsen der beiden Schluchten sich hier vereinigen und weil die, von viel weiter oben herabgekommenen Lavaströme, die etwas oberhalb des Endes unseres Abhanges gleichsam ein Steinmeer zusammensetzen, sich hier in zwei Arme spalten, von denen der eine in Manzanahuaico, der andere in Pucahuaico herabzieht. Von Allen dem konnten wir jedoch vorläufig Nichts sehen als das Hemmniss der aufgethürmten Felsen, die uns das weitere Vordringen abschnitten. Unter einem starken Schneefall, der in kurzer Zeit die schwarze Asche beinahe einen Zoll hoch bedeckte, stellten wir die Zelte auf. Das war indessen keine leichte Arbeit, da die meisten der Peone jede Handleistung verweigerten, sich unzufrieden auf den Schnee niederliessen und ruhig zusahen, wie ich arbeitete um für sie die Zelte aufzuschlagen, bis mir schliesslich die Geduld riss und ich sie mit unwiderstehlichen Vorstellungen aus ihrer Niedergeschlagenheit aufscheuchte. — Von der Hacienda de Chaupi hatte ich die Stangen für die Zelte und die Kohlen zum Kochen wie zur Beschaffung des Wassers mitgebracht. Um auf diesem Gehänge des Cotopaxi bleiben zu können, muss man entweder zum Schnee seine Zuflucht nehmen oder aus dem Rio Cutuche Wasser heraufschaffen, weil man ohne solches in dieser Höhe nicht auszudauern vermag, wo der Durst vielleicht noch schrecklicher als im heissen Gürtel desselben Landes ist.

Etwa um 6 Uhr Abends klärte sich plötzlich der obere Theil des Berges und verschaffte uns den Genuss eines grossartigen und erhabenen Anblickes. Gerade vor uns erhob sich der schneebedeckte Kegel als ein anscheinend ungemein breiter aber nicht sehr hoher und folglich auch nicht sehr steiler Kegel. An den beinahe senkrechten Felswänden, die auf dieser Seite den Krater umgeben, wie auch am Kraterrande selbst, stieg der Dampf der Fumarolen in weissen Wölkchen auf. Der Kraterrand zeigte sich als eine breite Linie mit einer hohen Felsenacke auf der Nord- und einer anderen auf der Südseite und unter den den Krater krönenden Felsen erstrecken sich sehr steil abgedachte Arenale, auf welchem ebenso wie auf dem Schnee, Streifen, hervorgebracht durch die von den Felsen losgebröckelten Steine, herabreichen; aber am südwestlichen Theile des Abhanges tritt aus dem Arenale eine gewaltige Lavamasse heraus und erstreckt sich bis zur Stelle unseres Lagerplatzes, wo sie sich theilt, indem sie in die beiden erwähnten Schluchten eindringt. So viel ich sehen konnte, besteht diese Lava aus vier Hauptströmen, welche, bald vereinigt, bald auseinander tretend, den schwarzen, schon von Ferne sichtbaren Streifen des Bergabhanges bilden. Diese gesammte Lava ist noch warm, wie das die vielen Fumarolen erweisen, deren Wasserdampfwolken auf der ganzen Ausdehnung kenntlich sind und von meinen Begleitern sehr treffend mit der Rauchaussströmung von Kohlenmeilern verglichen